



ADRIAN McKINTY

suhrkamp

DER SICHERE TOD

Kriminalroman

suhrkamp taschenbuch 4159

Die Bronx. Harlem. Mehr als 2000 Morde pro Jahr. Nicht gerade das, was Michael Forsythe, illegal aus Belfast eingereist, sich von New York erhofft hat. Aber als Neuling in der irischen Street Gang des mächtigen Darkey White macht Michael sich gut. Jung, clever, mit wenig Skrupeln, erwirbt er sich schnell Darkeys Vertrauen. Bis er sich mit dessen Freundin einlässt. Was jetzt gegen Michael in Gang gesetzt wird, ist teuflisch – und bedeutet seinen sicheren Tod. Doch Darkey hat Michael unterschätzt: seine Zähigkeit und seinen eisernen Willen, sich an allen zu rächen, die ihn verraten haben.

Der sichere Tod, Auftakt zur preisgekrönten *Dead*-Trilogie von Adrian McKinty, wurde von *Booklist* zu einem der zehn besten amerikanischen Krimis des Jahres gewählt.

»Die umwerfende *Dead*-Trilogie mit ihrem un-fucking-verwüstlichen Anti-Helden Michael Forsythe zeigt McKinty als einen Meister des heutigen Noir, auf Augenhöhe mit Dennis Lehane und James Ellroy.« *The Guardian*

Adrian McKinty, geboren 1968, wuchs in der Nähe von Belfast auf. Nach seinem Studium an der Oxford University übersiedelte er nach New York. Sechs Jahre lebte und arbeitete er in Harlem, u. a. als Wachmann, Vertreter, Rugbytrainer und Buchhändler. Heute wohnt er mit seiner Familie in Melbourne.

ADRIAN McKINTY
DER SICHERE TOD

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel
Dead I Well May Be
bei Scribner, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc.
Copyright © 2003 by Adrian McKinty

Umschlagillustration: Peter Dyer

suhrkamp taschenbuch 4159
Erste Auflage 2010
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
ISBN 978-3-518-46159-4

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

DER SICHERE TOD

*Und wenn du kommst, wenn alle Blumen welken,
Und ich bin tot – denn tot könnt' ich wohl sein ...*

F. E. Weatherly, »Danny Boy«, 1910,
nach der Melodie von »The Londonderry Air«
(Trad.)

PROLOG: BELFAST-KONFETTI

Niemand war tot. Da hatten sie tatsächlich mal richtig rechtzeitig gewarnt, und es hatte keine Opfer gegeben. Wir waren vor Ort, als schon alles vorbei war, und nachdem auch die Kriminaltechniker fertig waren, lüfteten die Polizisten das gelbe Absperrband und ließen uns durch. Wir trugen Fensterscheibe für Fensterscheibe von den Lastern zu den Vorarbeitern und den Bauarbeiterkollegen, die sie mit Gabelstaplern hoch zu den Zimmermännern auf den Kränen und Arbeitsbühnen hievten.

Wir stiegen die Treppe hoch, zogen unsere Handschuhe an und luden die Paletten ab. Dann holten wir Luft und sahen uns um.

Die graue Gewissheit eines Dezemberhimmels. Die klaftertiefe Eiseskälte der erstarrten Bucht. Seeregen und Torfrauch zogen über die Werften und die Stadt.

Wir gingen zurück zu den großen LKWs und schleppten noch mehr der schon vorgeschrittenen Glasscheiben weg, die sicher unwickelt in Segeltuch und Plastikfolie auf der Ladefläche lagen und anscheinend schon seit langem auf ein Ereignis wie das hier gewartet hatten.

Die Finger schmerzten, der Rücken auch.

Wir arbeiteten hart, tranken Wasser und rauchten, und ein Mann brachte uns Bier und Hühnchensalat-Sandwiches von Marks & Spencer.

Jemand hatte mal wieder das Europa-Hotel bombardiert. Zwar war niemand zu Tode gekommen, aber dafür waren im Umkreis von fünfhundert Metern alle Fenster raus. Von so was träumt jeder Glaser. Die Bullen schoben Überstunden, die Armee war auf Streife, und die Journalisten jagten den besten Bildern für die Morgenblätter

nach. Fernsehteams, Radioreporter, Fotografen, die hereinbrechende Dunkelheit, die wie Diamanten glitzernden Glasscherben auf den bleigrauen Straßen.

Wir schufteten und quatschten.

Nebel war vom Cave Hill und vom Black Mountain heruntergesickert und ließ es im Gewirr der Gassen von Sandy Row kalt und feucht werden. Wir hatten zu wenig an, und ein Polier gab uns Strickmützen und Schutzhelme, was ein bisschen half.

Vor ein paar Stunden erst hatten wir uns vor dem Wettbüro getroffen, als ein Mann meinte, er brauche ein paar fitte Typen, um Paletten mit Glas auf Laster auf- und wieder abzuladen. Die Bezahlung war fünfzig Pfund für den Tag und ein Bonus, wenn das Zeug heil blieb.

Alle, auch die amtlich Erwerbsunfähigen, hatten natürlich ja gesagt. Die Arbeitslosenquote lag bei fünfunddreißig Prozent, und der Mann hätte auch den halben Lohn bieten können – wir hätten trotzdem mitgemacht. Aber der Marktpreis spielte in diesem Fall sowieso keine Rolle, weil die Rechnung von der Versicherung des Europa bezahlt wurde, die dafür wiederum von der britischen Regierung entschädigt wurde, weswegen die Kosten am Ende des Tages an den Steuerzahlern in Surrey, Suffolk und Kent hängenblieben – und mal ehrlich: Wer irgendwo in diesen Gegenden wohnte, hatte nur kleine, übersichtliche Sorgen und konnte sich das problemlos leisten.

Der Nebel ließ uns leichtsinnig werden. Mehr als einmal legten wir uns die Hände um die Häse und taten so, als würden wir von Jack the Ripper weggeschleift.

Die wahre Tragödie war natürlich nicht das moderne Europa-Hotel, sondern die Crown Bar auf der anderen Straßenseite, deren Bleiglasfenster und Gaslicht seit 1840 zum festen Inventar gehörten. Dieses Kleinod von einem Pub gehörte der Denkmalschutz-Organisation, die sie

auch betrieb – und jetzt lagen die Meeresmotive, Schiffsanker und keltischen Schlingmuster der Fenster in Scherbenhaufen auf dem Bürgersteig.

Das Europa, »Europas meistbombardiertes Hotel«, war gerade erst neu mit Knautschzonen ausgestattet worden, die die Wucht von Explosionen abfangen sollten. Im ersten Feldversuch hatte es sich jetzt gut geschlagen: Bis auf die Fenster in den unteren Etagen, wo die Wucht des explodierenden gestohlenen Autos am größten gewesen war, war das gesamte Gebäude intakt geblieben.

Aber darüber würden sich die Glaser von Belfast nicht beschweren dürfen – Weihnachten stand vor der Tür, und der Zahntag der umliegenden Häuser würde genug abwerfen, um sich jede Menge Islay-Whisky, belgische Schokolade und italienische Schuhe leisten zu können. Und uns war's egal. Es war ein Job, am Ende sprang Geld dabei raus, und wir hatten ordentlich was zu heben, was eine heikle Angelegenheit sein kann, wenn man nicht aufpasst.

Wir legten eine lange Glasplatte für eine Tür in der Hotellobby ab, und ein Mann von Associated Press machte einen Schnappschuss von uns, meinte, der sei gut geworden, und ging mit uns zusammen hinter die Polizeilinie zurück. Wir unterhielten uns ein bisschen. Er sagte, er sei aus Jacksonville, Florida, und könne nicht glauben, wie früh es hier dunkel würde. Ich – ich habe in der Schule Erdkunde gehabt – erklärte ihm, dass Belfast auf demselben Breitengrad liegt wie Moskau und die Alaska-Halbinsel und dass die Nächte im Sommer kurz sind, wofür man dann im Winter die Rechnung bekommt.

Daraufhin joggte der AP-Mann in die Redaktion des *Belfast Telegraph*. Die Jungs von der Armee sprangen in ihre Landrover und fuhren in die Kaserne zurück. Die Bullen gähnten und machten ihren Schichtwechsel, und die Menge, soweit man sie überhaupt so bezeichnen kann-

te, zerstreute sich und ging wieder anderen Beschäftigungen nach.

Als unser Bild am Abend auf der Titelseite des *Telegraph* erschien, mussten wir lachen. Da waren wir und bauten die stolze Stadt wieder auf, richteten das unverwüstliche Antlitz von Belfast wieder her. Die Schlagzeile verkündete: »Ihre Moral kann nicht gebrochen werden.«

Aye, unser verdammter Rücken aber schon, sagte ein Mann namens Spider.

Trotzdem stolzierten wir mit breiter Brust umher, als die Letzte der großen Scheiben sowie die Seitenfenster und die Bohlen für den Pub vom Lastwagen geladen wurden.

Wir arbeiteten, der Regen wurde schwächer, der Wind drehte, und wie wir so arbeiteten, legte sich eine Schicht aus Papierschnipseln, Splintern, Partikeln des Bombenautos, pulverisierten Ziegelsteinen und Glasstaub auf uns. Diese trostlosen Explosionsüberreste, die man heute in so vielen Städten gut kennt. Ein Gemisch aus Wortfetzen und Staub, das der Dichter Ciarán Carson »Belfast-Konfetti« nennt.

Die Fenster wieder einzusetzen würde Wochen dauern, aber das war Aufgabe der Profis. Unsere Arbeit war am Ende des Tages getan, als das Glas abgeladen war. Wir bekamen einen kleinen Bonus, weil nichts zu Bruch gegangen oder gestohlen worden war. Ein paar wollten die Knete für Weihnachtsgeschenke zurücklegen, aber die meisten von uns gingen auf ein, zwei Pints in die Mermaid Tavern.

Wir bestellten Guinness, tranken eine Runde nach der anderen und aßen Soleier und Irish Stew.

Weil ich vor dem späten Ladenschluss noch Einkäufe zu erledigen hatte, ging ich irgendwann. Ich kaufte ein paar Bücher und das neue Nirvana-Album. Für Oma besorgte ich einen Wintermantel. Seit der Rationierung während

des Krieges war sie schokoladensüchtig, weswegen ich einem riesigen Riegel Toblerone nicht widerstehen konnte. Im Bus zurück traf ich Tommy Little, mit dem ich bei der Armee befreundet gewesen war – Tommy war dabei geblieben und hatte es bis zum Unteroffizier gebracht, ich dagegen war rausgeworfen worden und ausgerechnet auf St. Helena im Bau gelandet, in einem ganz üblen, sturmumtosten Drecksloch, dessen anderer berühmter Insasse, Napoleon, unter mysteriösen Umständen gestorben war. Man könnte also sagen, ich bin noch mal glimpflich davongekommen. Wir lachten, und Tommy meinte, ich sei ja ganz ein Wilder, worauf ich sagte, er dagegen würde sicher bald General werden.

Dann umsteigen in einen anderen Bus, die Straße, der lange Weg den Hügel hoch. Nebel und Regen, wie immer und allzeit gegen einen verschworen.

Oma schaute *Coronation Street* im Fernsehen. Kein Problem, einen Mantel unentdeckt reinzuschmuggeln. Zu unserem späten Abendessen gab es Ulster Fry: Kartoffelbrot mit Speck und Sodabrot mit Eiern, alles aus der Pfanne.

Da sie eine Seifenoper nach der anderen geguckt hatte, hatte sie von der Bombe am Morgen noch nichts mitbekommen. Ich klärte sie auch nicht auf. Sie hätte sich nur aufgeregt. Stattdessen zog ich die Toblerone hervor, und Oma lachte fast vor Entzücken.

Ach, das wäre aber nicht nötig gewesen, sagte sie.

Ich konnte heute ein bisschen arbeiten, erklärte ich, dann machte sie den Tee, wir aßen die Schokolade, und ich half ihr, die letzten Kästchen in ihrem Kreuzworträtsel auszufüllen.

Das Feuer ging aus, die Dunkelheit wurde tiefer. Ich duschte und ging ins Bett. Um mich herum wurden die nächtlichen Geräusche im Haus und auf der Straße laut.

Die Rohre, die im Wassertank auf dem Dachboden knackten. Die Hunde, die über die ganze Stadt hinweg Gespräche führten. Mrs. Clawson, die nur halbherzig schrie: Bist du schon wieder um die Häuser gezogen, alter Suffkopp?

Unter mir knarzten die Bohlen und Balken, als der Kamin die letzte Wärme des Feuers mit hinausnahm, das Haus auskühlte und die Dielen sich im Kälterwerden zusammenzogen.

Und weg war ich, fiel in tiefen Schlaf nach getaner, harter Arbeit ...

Spät am nächsten Vormittag wartete ein Mann vom Sozialamt auf mich. Ein dicker Mann mit Brille, Tweedjackett, blauem Hemd, roter Krawatte und einem Klemmbrett, der ansonsten und unter völlig anderen Umständen möglicherweise ganz in Ordnung gewesen wäre. Auch ein kleiner, abgemagerter Typ mit fettigen Haaren hätte es getan, aber das hier war der harte Teil der Stadt, und er war dienstlich da. Er schlürfte Omas Tee und aß gerade das letzte Stück Toblerone. Ich setzte mich. Der Mann hatte Neuigkeiten.

Das Foto von mir im *Belfast Telegraph* hatte offensichtlich ausgereicht, das Sozialamt davon zu überzeugen, dass ich, obwohl ich Arbeitslosengeld bezog, durchaus nicht arbeitslos, sondern vielmehr eindeutig erwerbstätig war. Es war wirklich Pech, dass mein erster Anlauf seit Monaten, ein bisschen was dazuzuverdienen, gleich von Nordirlands auflagenstärkster Zeitung enthüllt worden war. Und dann auch noch auf Seite eins. Trotzdem. So gewitzt sind die Jungs auf dem Sozialamt eigentlich nicht, und ich hatte den Verdacht, dass sie das Bild nicht entdeckt hätten, wenn ihnen eine durchtriebene, neugierige Nachbarin nicht einen kleinen Hinweis gegeben hätte.

Was, wenn ich sage, dass ich das gar nicht bin?, schlug ich vor.

Sie wollen sagen, dass Sie das nicht sind?

Ich weiß nicht.

Na dann, sagte der Mann und rückte seine Brille zu-
recht.

Oma bot uns Tee an. Ich sagte nein, aber der Mann
nahm sich eine Tasse und ein paar ihrer kleinen Pfannku-
chen.

Wie alt sind Sie noch mal, Mr. Forsythe?, fragte er nach
einer ganzen Weile.

Neunzehn.

Also kein Jugendlicher mehr. Ach du je, sagte er un-
heilverkündend.

Was genau habe ich Ihrer Meinung nach falsch ge-
macht?

Sie haben Arbeitslosengeld bezogen, während Sie auf
einer Baustelle gearbeitet haben. Es tut mir leid, Mr. For-
sythe, aber Sie werden vor Gericht müssen.

Ja, aber warum?

Wegen Sozialhilfebetrugs, Freundchen, sagte der Mann
spöttisch ...

Aber ich ging nicht vor Gericht. In der darauffolgenden
Woche bekannte ich mich schuldig und verzichtete ein für
allemal auf die Stütze. Ich war arbeitslos, schon seit über
einem Jahr sogar, aber ab jetzt würde ich nie mehr irgend-
welches Geld bekommen. Eine weitere Woche blies ich
Trübsal. Oma konnte mich mit ihrer Rente nicht auch
noch durchbringen, mir blieb also keine andere Wahl, als
das zu tun, was ich nach Meinung meiner Kusine Leslie
schon zwölf Monate früher hätte tun sollen: in Amerika
für ihren Schwager zu arbeiten, der dort für Darkey White
arbeitete. Darkey würde erst mal für mein Flugticket auf-
kommen, und ich würde ihm das mit geleisteter Arbeits-
zeit zurückzahlen.

Ich wollte nicht nach Amerika, und ich wollte auch

nicht für Darkey White arbeiten. Ich hatte meine Gründe.

Aber ich flog.

1: WEISSBROT IN HARLEM

Ich öffne die Augen. Die Bahngleise. Der Fluss. Eine Wand aus Hitze. Die Geländer, die Straße und die gottserbärmliche Hässlichkeit der Häuser werfen das Sonnenlicht unerträglich weiß zurück. Dampf quillt aus dem Loch an der Ecke, wo die Fernwärmeleitung verläuft. Festgetretene Kaugummis und Graffiti-Tags auf dem Gehweg. Es stehen Leute auf dem Bahnsteig – Himmel, haben die wirklich Pullover und Wollmützen an? Überall Müll: Zeitungspapier, Essensreste, Kleidungsstücke, Softdrinkdosen, Bierdosen. Der Verkehr fließt zäh und grimmig. Aus schwindsüchtigen Busmotoren kommen Dieselschwaden. Hitze und Gift entweichen den Auspuffen der klobigen, zerbeulten Taxis ohne Zulassung.

Ich rauche. Ich stehe hier auf dem Hochbahngleis, schaue auf diesen ganzen ungeheuerlichen Albtraum hinunter und rauche. Meine Haut kann kaum atmen. Ich ringe nach Luft. Mein T-Shirt ist am Rücken schweißdurchtränkt. 38 Grad im Schatten, 90 Prozent relative Luftfeuchtigkeit. Ich beschwere mich über die Luftverschmutzung, die man dem Himmel über New Jersey ansehen kann, und rauche Camel-Zigaretten. Wie idiotisch.

Kleinigkeiten. Dominikaner auf der westlichen Straßenseite des Broadway. Schwarze auf der östlichen. Die Dominikaner tragen lange Baumwollhosen, Turnschuhe, Achselshirts und Goldkettchen. Die Schwarzen makellose blaue, gelbe oder rote T-Shirts zu kurzen Baggy-Jeans und die besseren Turnschuhe. Sie sind die Entspannteren hier, denn noch ist das ihre Gegend, noch sind die Dominikaner die Neuankömmlinge. Es ist wie in der scheiß *West Side Story*.

Tief in der Tasche meiner Baggy-Shorts spiele ich gedankenverloren mit der Sicherung meiner Pistole. Eine ziemlich dämliche Aktion, die ich schnell wieder sein lasse. Diese Jungs hier sind außerdem überhaupt nicht der Feind. Nein, der Feind ist, wie der Herrgott, ziemlich raffiniert, und er kommt aus unseren eigenen Reihen.

Ein paar Kids spielen Basketball ohne einen Korb. Frauen machen Besorgungen, ihre schweren Taschen ziehen sie nach unten; die Älteren schieben Einkaufswägelchen, die Jüngeren haben so gut wie überhaupt nichts an. Schöne Mädchen mit langen dunklen Beinen und verträumten Stimmen, die die einzigen himmlischen Klänge hier sind.

Natürlich hat Harlem sich verändert. Ich meine, ich spreche hier nicht von der 125. Straße von heute oder von vor fünf Jahren. Heute gibt es einen Starbucks. Multiplexe. Mediamärkte. Ein Ex-Präsident wohnt da. Das hier spielt, bevor Giuliani die Stadt (zweimal) gerettet hat. Wir haben 1992. In New York werden jedes Jahr gut zweitausend Leute umgebracht. Es gibt Bandenkriege. Crack-Morde. Die *New York Times* veröffentlicht einen Mordstadtplan von Manhattan, auf dem jeder Punkt für einen gewaltsamen Tod steht. Oberhalb des Central Park werden die Punkte dichter, und östlich und nördlich der Columbia-Universität verschwimmen die Punkte zu einem einzigen großen Fleck. Gestern erst ist genau an der Ecke hier jemand umgebracht worden. Ein Junge auf einem Fahrrad hat einer Frau in die Brust geschossen, als sie ihre Handtasche nicht losgelassen hat. Diese Typen da unten rennen alle bewaffnet durch die Gegend. Scheiße, wir rennen alle bewaffnet durch die Gegend. Den Bullen ist das egal. Was für Bullen überhaupt? Hat außer im Floridita schon mal jemand hier einen Polypen gesehen? Also, wir haben 1992. Bush der Erste ist Präsident, Dinkins Bürgermeister, Major Premierminister und Johannes Paul Papst.

Laut der New Yorker *Daily News* wurden gestern in Belfast regnerische 13 Grad gemessen. Was für den Sommer dort nicht anders zu erwarten ist.

Mit einem Taschentuch wische ich mir den Schweiß von dem bisschen Buddha-Fett, das sich auf meinem Bauch angesammelt hat. Die Bahn wird nie kommen. Niemals. Ich wische auch unter den Armen. Ich trete die Kippe aus und widerstehe der Versuchung, mir gleich die Nächste anzuzünden. Schauen mich die Leute komisch an? Ich bin der einzige Weiße an der Station, und ich fahre nach Norden, Richtung Washington Heights, was, wenn man mal nüchtern drüber nachdenkt, schlichtweg wahn-sinnig ist.

Die Typen mit den Wollmützen sind Westafrikaner. Ich habe sie schon häufiger gesehen. Immer sitzen sie vollkommen gleichmütig und gelassen da, plaudern über dieses und jenes und packen manchmal Dominosteine aus. Sie wollen downtown. Auf ihrer Seite gibt es keinen Schatten, die Sonne brennt auf sie runter, aber sie sind so entspannt wie nichts. Aus Koffern verkaufen sie auf der Fifth Avenue und dem Herald Square Armbanduhr an irgendwelche Dumpfbacken. Ich kenne ihren Anführer. Er ist erst seit vier Monaten in Nordamerika und hat schon eine zwölköpfige Truppe zusammen. Ich mag ihn. Er ist höflich, ein schlaues Kerlchen und fährt nie aus der Haut. Ich würde ja für ihn arbeiten, aber er stellt nur Jungs aus Gambia ein. Falls Sie sich Gambia mal im Atlas angeschaut haben sollten: Das Land sieht ein bisschen komisch aus, was ich ihm gegenüber auch mal erwähnt habe, woraufhin er mir alles über die Briten, Kolonialismus, strukturelle Ausbeutung, die Frankfurter Schule und den ganzen Krempel erzählt hat. Wir sind gut miteinander klargekommen und haben gelacht, er hat sich eine Camel genommen, wollte mir aber trotzdem keinen Job als flie-

gender Händler von nachgemachten Markenuhren geben. Dabei ist es nicht so, dass sie alle miteinander verwandt sind – es scheint einfach eine Frage des Vertrauens zu sein. Er würde nicht mal Ghanaer einstellen. Ich kann das nachvollziehen. Würde es höchstwahrscheinlich ganz genauso machen. Heute kein Domino, sie reden nur. Auf Englisch, aber man versteht im Grunde kein Wort. Nein.

Ich stecke das Taschentuch wieder ein und versuche, einen Moment lang einfach nur zu atmen. Ich sehe mich um, atme. Die Autos. Die Stadt. Und wieder der Fluss: ordinär, stinkend, breit. Im Dunst fließen er und Harlem ineinander, verzweifeln gemeinsam. Niemand geht schwimmen. Natürlich nicht. Nicht mal die Bescheuertsten sind so bescheuert.

Ich schaue vom Wasser weg. Nicht zu glauben, wie viel Leerstand es in dieser Richtung gibt, wie viele Gebäude nur noch Gerippe, wie viele Dächer abgebrannt sind. Und weiter nach Osten, zum Apollo-Theater hin, wird es noch schlimmer. Man kann das alles sehen, weil man von hier oben, wo die Subway eine ganze Weile als Hochbahn fährt, eine gute Aussicht hat. Die 126. Straße etwa verläuft hinter dem klotzigen Adam-Clayton-Powell-Jr.-Verwaltungsgebäude, wo ich meinen Führerschein ausgehändigt bekommen habe und wo man Sozialversicherungskarten und solchen Kram kriegt. Man sollte denken, dass so ein Gebäude eine Top-Immobilie ist. Ist es aber nicht. Mindestens drei ganze Blocks weit ist von hier aus fast jedes Haus völlig runtergekommen. Und auf der 123., wo ich wohne ... aber dazu später.

Ich gähne. Stelle mich auf die Zehenspitzen. Lasse den Kopf kreisen. Strecke mich träge.

Aye.

Früher oder später – es kann sich nur noch um Stunden handeln – wird die Bahn kommen und mich zur 173. Stra-

ße bringen, ich werde Scotchy treffen, der aus der Bronx runterkommt, und Scotchy wird sich verspäten und mir einen vom Pferd erzählen von wegen diesem Mädchen, mit dem er gerade was laufen hat. Dann werden Scotchy und ich einem Barkeeper unseren Willen aufzwingen, und im Anschluss lässt Scotchy, der geizige Dreckskerl, ganz vielleicht ein Taxi springen, das uns zu dieser anderen Bar auf der 163. bringt, wo wir etwas Ernsthafteres mit einem jungen Mann namens Dermot Finoukin zu besprechen haben. An einem Tag wie diesem zehn Blocks zu Fuß zu gehen würde mich quasi umbringen. Aber das Taxi wird es nicht geben: Scotchy wird uns zum Gehen zwingen. Ein kleiner Spaziergang tut dir gut, Bruce, wird er sagen. Ja, genauso wird's laufen. Erst der Müll von Scotchy, dann der Müll von Dermot. Ich ganz auf mich allein gestellt. Abendessen bei KFC und ein Sixpack Bier für vier Dollar vom C-Town-Supermarkt. Schöne Scheiße.

Vor der Bodega redet ein schwarzes Mädchen mit den dominikanischen Jungs, und wie sich bei den Schwarzen und den Dominikanern auf den gegenüberliegenden Straßenseiten prompt die Nackenhaare aufstellen – Leonard-Bernstein-mäßiger geht's echt nicht. Meine Fresse, eine Schießerei fehlt mir gerade noch. Mach einfach, dass die Bahn kommt, und wenn sie kommt, mach, dass die Klimaanlage funktioniert. Aber die Bahn kommt nicht, und ich schaue lieber weg von den Jungs – nicht dass die Polypen mich hinterher noch als Zeugen haben wollen.

Von der Haltestelle City College her erscheinen Lichter im Tunnel. Die Bahn nach Downtown kommt, die Gambier und die anderen Fahrgäste steigen ein, und plötzlich bin ich alleine mit ein paar Knirpsen am anderen Ende des Bahnsteigs, die auf den Broadway achtzehn Meter unter uns spucken.

Ein Obdachloser, der über das Drehkreuz geklettert ist,